Nebel der Wahrheit

Als das Handy klingelte, hatte der Nebel sich um mich geschlossen.

Verdammt, wo kam der plötzlich her?

Der Feldweg war verschwunden. Weiße Schwaden nahmen mir die Sicht. Ich stolperte mitten in eine Wand aus Dunst. Weit und breit nur Weiß. Na klasse.

Hatte ich nicht schon genug Probleme in meinem Leben? Musste es unbedingt Nebel sein? Ausgerechnet. Auf einmal fror ich. Zum ersten Mal in meinem Leben waren die kurzen Haare ein Nachteil. Kahl rasiert. Bis auf wenige Stellen. Die anderen Jungs trugen sie schulterlang. Schrecklich. Was kam als Nächstes? Würden sie sich Strähnen färben? Das sah total schwul aus.

Mein Handy klingelte immer noch hartnäckig. Nur Umrisse lagen vor mir. Rechts – das konnte eine Bank sein. Oder auch ein Papierkorb. Oder einfach nur Nebel. Alles hatte sich in Nebel verwandelt. Scheiße.

Seufzend klappte ich mein Handy auf und erkannte die Nummer. Ich hatte sie vor langer Zeit bekommen, nie gewählt, nie angeschaut und doch wusste ich sie auswendig. Der Nebel zwickte mich in die Nase.

Das Kaff hier war eigentlich nicht für plötzliche Wetterumschwünge bekannt.

„Hallo?“, sagte ich.

Es klang genervt. Gut so.

Stur ging ich weiter. Immer geradeaus. Mir konnte der Nebel nichts anhaben. Oder? Das war nur Wasser.

Die Stimme schlug mir entgegen. Mein *Vater*. Ich presste den Hörer fester ans Ohr. Wind wehte mir entgegen. Aber Wind war besser als diese Stimme.

Sie erzählte.

Was meinte sie? Verstand ich das richtig?

„Ein Jahr? Das kannst du vergessen!“, sagte ich und schluckte. Der Wind pfiff erneut. Ich biss die Zähne zusammen. So fest, dass es knirschte. „Okay, nur ein Jahr.“ Doch ich sagte es nur, um mich zu beruhigen.

Wut brodelte in mir hoch und gleichzeitig bahnte sich Angst ihren Weg durch meine Füße. Der Nebel stieß mir seine Kälte in die Rippen. Einmal. Zweimal.

„Was willst du, hmm? Brauchst du Geld, hmm?“, fragte ich schließlich.

Ich stieg über eine Bank. Scheiße, ich durfte nicht vom Weg abkommen!

Die Stimme an der anderen Seite der Leitung redete weiter. Doch ich blendete sie aus. Versuchte mich auf den Nebel zu konzentrieren. Es war mehr ein Rauschen als Worte, die Sinn ergaben.

Der Geruch des Nebels hatte etwas, was mir bekannt vorkam. Es roch nach Gefahr. Auf einmal kippte in mir ein Schalter um. Ich wusste es. Es war hier gewesen. Im Nebel.

Hannah Kraus

Ich begann zu rennen. Doch der Nebel hatte mir völlig die Sicht genommen. Einen kurzen Moment später lag ich schon auf dem Boden. Ich stöhnte auf. Kauerte mich zusammen. Ich hasste es. Ich hasste das alles!

Ich wusste nicht, wie lange ich so lag. Aber es war egal. Wer würde mich zu Hause vermissen? Mein Bruder war in der Schule. Meine Mutter war ebenfalls irgendwo draußen in der Welt. Wer waren überhaupt ihre Kinder? Ihre Karriere oder wir?

Und mein Onkel? Das mit ihm konnte ich sowieso in die Tonne kloppen. Der versuchte alles zu kontrollieren, wenn er gekonnt hätte, sogar meinen Atem. Mühsam richtete ich mich auf. Ich lauschte. Nichts. Es war seltsam still.

Dann hörte ich es. Das Klicken. Das Telefonat, das er erst jetzt beendete.

Ich setzte einen Fuß vor den anderen. Bei meinem Glück würde ich gleich stolpern. Mich erneut hinlegen. So ein Dreck!

Der Nebel lichtete sich. Die Welt wurde wieder klar. Ich trat mit dem Handy in der Hand hinaus. Meine Gedanken fuhren Achterbahn. Alles war mir scheißegal. Ich dachte nur eins: Mein Vater ist nach elf Jahren zurückgekehrt.

*

Mein Vater ist nach elf Jahren zurückgekehrt, tippte Marianne und sah vom Laptop hoch. Sie löschte den letzten Satz und tippte ihn wieder ein. Diesmal langsamer. Wollhandschuhe waren nicht zum Tippen geeignet. Wollhandschuhe waren überhaupt für gar nichts geeignet. Sie nieste.

Der Raum war groß. Ein heruntergekommenes Studio, das seine besten Tage hinter sich hatte und sich nun ganz dem Verfall widmete. Mittendrin unausgepackte Kartons, bis an den Rand gefüllt mit Fotos, Mappen und Ordnern. Altem Ramsch. Regenschirmen und Stehlampen mit durchgebrannten Glühbirnen. Schuhen in falscher Größe und Putzlappen in allen Farben. Beleuchtet von schummrigem Licht. Und zwischen all diesen Dingen, sie, Marianne.

Die Kartons türmten sich, wie eine Burg. Der Putz bröckelte, die Tür hing lose in den Angeln. Aber die Miete war sensationell. Illegal zu wohnen hatte auch Vorteile. Es war kostenlos.

Zwei große Fenster hatte dieses Loch. Mit Blick auf das alte Fabrikgebäude. Eine Heizung gab es nicht. Sie zog den Mantel fester um sich.

Die Kartons waren für ihre Schätze draufgegangen. Keinen einzigen hätte sie mehr benutzen können. Oder sie hätte etwas zurücklassen müssen. Aber sie war nicht so. Sie ließ nichts zurück. Das hatte sie einmal getan, dann nie wieder.

An der Decke bahnten sich Lüftungsrohre ihren Weg durch das Gemäuer wie Schlangen durch vertrockneten Sand. Und pusteten noch mehr Kälte in die Wohnung. Als wäre das überhaupt möglich. Sie rauschten, tagsüber leise, nachts laut.

In ihrer alten Wohnung hatte es eine Heizung gegeben. In ihrer alten Wohnung hatte es keine Löcher in der Wand, keine unausgepackten Kartons und einen großen weichen Stoffsessel gegeben. Ihre alte Wohnung hatte sie geliebt. Sie hatte die perfekte Fülle, die Art, wie alle Schränke bis oben voll waren, gemocht. In ihrer alten Wohnung hatte es nach frischen Rosen geduftet, hier roch es nach der verwesten, vier Jahre älteren Version.

Aber hatte sie eine Wahl gehabt?

Sie stand auf und wanderte durch den Raum. Früher oder später würde sie wieder an ihn denken. An *ihn* und an *alles*. Vor allem, wenn die Wohnung schlief und die Stille sie erdrückte.

Das Gehen half, die Gedanken in Schach zu halten. Bei jeder ihrer Bewegungen schwangen fünf Lagen Stoff mit.

Du weißt, wann es Zeit ist zu gehen. Und wenn du es weißt und die Zeit gekommen ist, dann geh.

Seine Worte hallten in ihrer Erinnerung nach wie ein dumpfes Echo. Danach hatte er geschnipst. Zweimal.

Sie streichelte über ihren Lieblingsregenschirm. Es war gut, dass sie gegangen war. Daran gab es keinen Zweifel.

Sie kletterte über die ungeordneten Kartons. Moderiger Geruch kroch ihr plötzlich in die Nase. Moderig und faulig. Gab es hier Ratten? Eine einzige nackte Glühlampe baumelte zwischen den Lüftungsrohren. Sie war kaputt. Marianne erwartete Scherben. Langsam ließ sie ihren Blick über den Boden gleiten. Sie fand keine.

Dafür entdeckte sie etwas Anderes.

Etwas Schleimiges. Kriechendes.

Es waren nur zwei Stück. Es hat keine Bedeutung, Marianne, nimm nicht immer gleich das Schlimmste an, dachte sie, bleib ruhig.

Flucht war ihre einzige Möglichkeit gewesen! Doch nun steckte sie hier.

Die vielen Garnituren Kleidung trug sie übereinander, weil alle Kartons für ihren Ramsch draufgegangen waren. Versteckt in einem verlassenen Loft, einer geschlossenen Fabrik. Versteckt vor *ihm*. Unruhig stand sie auf.

Sie können dir jederzeit auf die Schliche kommen – Schnips – *jederzeit.*

Ein leises Geräusch drang an ihr Ohr. Sie folgte ihm. Stieg über Kisten. Es kam aus dem Boden. Ein Schaben. Was zum...

Ein Knirschen. Wo kam das her? Eine Erinnerung ließ sie jäh erschaudern. Aus dem Holz schlängelte sich ein Wurm. Glitschig und schleimig. Er bewegte sich zuckend über die Oberfläche. Sie schrie auf und stieß mit ihrem Winterstiefel gegen das Holz. Eine Platte löste sich und gab den Blick auf eine Schachtel frei. Eine Schachtel voller Würmer. Sie unterdrückte den Würgreiz.

Sie werden dir auf die Schliche kommen – Schnips – *eines Tages.*

Er hatte falsch gelegen. Sie *waren* ihr bereits auf die Schliche gekommen. *Er* war es.

Sie wollte hier raus!

Ängstlich vergrub sie ihre Hände in einem der vier Schals um ihren Hals. Dann klappte sie den Laptop wieder auf. Tippte weiter. Wort für Wort. Es würde ihr helfen, es aufzuschreiben. Einfach alles aufschreiben!

Im Gang erklangen Schritte. Dieser Gang führte zu ihrem Loch hier und war wie ein Tunnel zur Hölle. Mit jedem Meter, den man ging, verstärkte sich der Schimmelgeruch, wurden die Wände fleckiger und die Lüftungsrohre lauter.

Es waren keine zarten Schritte, nein, sie glichen viel eher einem Stampfen. Die Schritte wurden schneller. Sie schreckte hoch und spürte, wie sich auf ihrer Haut die Härchen aufstellten. Jedes Einzelne.

Gefährliche Situationen zu schreiben, mochte sie. Doch nun fühlte sie sich wie ihre eigene Hauptfigur. Eine, die gleich von einer Kettensäge enthauptet wird, dachte sie grimmig.

Sie wischte sich ärgerlich den Schweiß von der Stirn. Sie war doch kein Angsthase!

Vorsichtig richtete sie sich auf. Das Stampfen war verstummt. Doch unter der abgewetzten Tür zeichneten sich zwei Schatten ab. Ihre Nase zuckte.

Es hämmerte an der Tür.

Verdammt, ging das nicht auch anders?, dachte sie. Musste denn immer gleich auf alles eingedroschen werden?

Es hämmerte noch einmal. Der Putz bröckelte. Sie schlich an die Tür heran. Im Holz eingelassen und verstaubt, gab es einen alten Spion. Sie streifte ihre Mützen ab und legte ihr Auge an das kühle Glas.

Hinter der Tür stand ein Mann. So groß und so nah, dass sie fast aufgeschrien hätte. Ihre Nase zuckte wieder.

Der Mann öffnete die wulstigen Lippen.

„Sind Sie da?“ Er grinste und entblößte eine Reihe unschöner Zähne. Oben gelb, unten braun. Es sah wie gefärbt aus.

„Himmel“, dachte sie, „Hygiene ist dem wahrscheinlich ein Fremdwort.“

„Ich habe etwas für Sie“, sagte er.

Er schaukelte etwas in der Hand hin und her.

Kurzzeitig sah sie nur gelbe und blaue Schlangenlinien der Verpackung. Etwas, das sie nicht annehmen würde.

Der Mann hob das Paket hoch. So, dass es den Spion verdeckte.

Es ist als Geschenk verpackt? So eine Frechheit, schoss es ihr durch den Kopf. Er stellte es vor der Tür ab. Die Form überraschte sie. Und dann suchte sich erneut ein Schweißtropfen seinen Weg.

Er rieb sich die Hände. Wahrscheinlich hatten diese seit Monaten kein Waschbecken gesehen. Ekelhaft. Und was bitte war das für eine Hautfarbe? Grau?

Ihre Nase zuckte wild wie lange schon nicht mehr.

Sie war hier allein. Hilflos! Womit sollte sie sich verteidigen? Mit einer Stehlampe wohl kaum.

Der Mann wartete.

Das Fett in seinen Haaren hätte für einen Grillabend gereicht. Das lag wahrscheinlich daran, dass diese lang und lockig waren.

Sie wartete.

Der Mann schaute auf seine Uhr. Deren Farbe glich der Wand. Matschgrün.

Er wendete sich zum Gehen.

Endlich! Sie wollte sich wieder zwischen ihre Kartons kuscheln. Sich selbst bemitleiden. Zu den Lüftungsrohren hinaufstarren.

Zurück blieb nur noch das Paket. Sie starrte es durch den Spion an.

Sie hatten sie also gefunden. Nach so kurzer Zeit.

Sie wusste genau, was in dem Paket war. Seufzend lehnte sie sich an die Tür. Der Schweiß floss jetzt in Strömen. Sie konnte nicht sagen, weswegen genau. Die vielen Kleiderschichten. Das Paket.

Nach langer Zeit öffnete sie die Tür. Das Licht der Wandleuchten wirbelte gehetzt durch den Flur. Sie zog das Paket zu sich. Eilig ließ sie die Tür wieder ins Schloss krachen. Erstarrte im selben Moment. Hatte der Mann es gehört? War er überhaupt noch da?

Nichts tat sich. Nichts.

Sie legte das Paket auf den Boden. Es war schwer. Wirkte völlig normal zwischen all den Kartons. Vorsichtig fummelte sie die Marken ab und betrachtete den Absender. Die Marken könnte sie vielleicht noch brauchen. In irgendeinem Karton musste ihre Briefmarkensammlung sein.

Der Absender war der, den sie erwartet hatte.

Sie holte eine Schere hervor. Das Paket war weiß. Weiß wie Nebel.

Das Papier fühlte sich rau an. Vorsichtig durchschnitt sie den Tesafilm.

Ein ekelhafter Geruch strömte aus dem Paket. Es roch nach Verwesung oder Gruft. Hätte sie nicht gewusst, was sich in dem Paket befand – sie wäre davon gelaufen. Schreiend. Ein Windstoß fegte durch den Loft. Regen. Schon bahnte sich das erste Rinnsal seinen Weg durch ein Loch im Gemäuer. Doch sie sah nur das Paket. Den Wind spürte sie plötzlich nicht einmal mehr.

Das Paket enthielt etwas in Seidenpapier eingeschlagenes. Sie wickelte es aus und erstarrte. Nein, *darauf* war sie nicht vorbereitet gewesen.

Warum waren es keine Würmer wie erwartet?

Warum war es ... *das da?*

*

„Hast du die Medikamente bekommen?“ Philips scharfe Stimme schallte durch

den breiten Flur und fuhr über meine kurzen Haare wie ein Rasierer. Noch bevor ich die Tür geschlossen hatte stand er neben mir. Wie ein Wachhund.

„Ja“, sagte ich. Eilig drückte ich ihm eine Tüte in die Hand.

Ich wollte möglichst schnell in mein Zimmer.

„Alles? Auch die extra bestellten Medikamente? Die, die nicht sofort lieferbar waren? Ich brauche sie für den einen Patienten!“ Er schnipste.

„Wenn ich *Ja* sage, dann meine ich *Ja.*“

„Kein Grund, so gereizt zu sein. Ein bisschen Dankbarkeit zur Abwechslung?“ Er schnipste wieder.

Ich verdrehte die Augen. Immer dasselbe Geschwätz.

Dankbarkeit. Freude. Frieden. Einfach Ätzend.

Ich wollte mich durch die noch verbleibende Lücke zwischen Tür und Bauch meines Onkels schieben. Er hielt mich am Arm fest.

„Fass mich nicht an, klar?“, fuhr ich ihn an. Ich wusste, dass ich netter sein sollte. Ein Teil in mir gab mir jedes Mal eine Ohrfeige, wenn ich ihn anschrie. Aber es war nur ein winziger Teil. Aber ich konnte ihn nicht ausstehen. Auf den Tod nicht. Dazu noch seine schreckliche Angewohnheit, bei jedem Satz mit den Fingern zu schnipsen. Dieser schreckliche, einsame, dicke Kontrollfreak! Der durch die Wohnung huschte. Leise wie eine Katze. Trotz seines beachtlichen Körpergewichts.

„Ach Maik ...“ Schnips. „... du solltest mehr auf deine Ausdrucksweise achten. Und über das Piercing, da ...“ Schnips. „... da reden wir auch noch mal drüber. Wo warst du eigentlich so lange? Du brauchst zur Apotheke doch sonst nicht länger als zweiundzwanzig Minuten.“

„Hab ein bisschen rumgetrödelt. Ist das ’n Problem, hmm?“

„Ja! Ich will mir ...“ Schnips. „... keine Sorgen machen müssen. Außerdem heißt es *ein* Problem, nicht *’n* Problem.“

„Ist mir scheißegal“, antwortete ich.

Ich musste weg. Weg von ihm. In mein Zimmer gehen und dann mit dem fertig werden, was ich gerade am Telefon erfahren hatte.

Wusste er es schon? Wusste er, dass mein Vater auf dem Weg hierher war? Auf dem Weg sich in unser Leben einzunisten.

Ich sah meinen Onkel schon zu einer Schimpftirade mit den Themen *Dankbarkeit und Ausdrucksweise – Teil eins* ansetzen und unterbrach vorsichtshalber: „Sonst noch was?“

„Hast du von deinem Vater gehört?“, fragte er. Leicht irritiert, denn er hing an seinen Vorträgen. Elender Kontrollfreak.

Ich antwortete nicht. Mein Onkel schnipste. Zweimal.

„Er kommt zurück“, sagte er. „Für ein ganzes Jahr. Er will seine beiden Söhne kennen lernen.“

„Ja, nee, is’ klar. Wetten der ist knapp bei Kasse?“ Ich sah meinen Onkel an.

„Wetten, dass nicht? Dein Vater hat schon immer Möglichkeiten gefunden, an Geld zu gelangen."

Ich stöhnte auf. Immer diese Andeutungen. Er selbst hasste Geheimnisse, wurde schon misstrauisch, wenn man zweimal pro Stunde auf Toilette ging und vermutete gleich Drogenkonsum. Doch wenn er mit mir redete, machte er immer mysteriöse Anspielungen. Und dazwischen dieses Schnipsen.

Ich stockte. Das Schnipsen. Es war bescheuert, aber er hatte noch nie zweimal geschnipst.

Ich stand ihm immer noch gegenüber. Die kühle Luft des Flurs erinnerte mich an den Nebel. Die Augen meines Onkels wanderten unruhig durch die Gegend. Angst, dachte ich. Aber wovor?

„Du kannst jetzt auf dein Zimmer gehen", befahl mein Onkel gebieterisch. Schnips, Schnips.

Er stellte sich gerader hin. Das einfallende Licht ließ ihn alt aussehen.

Er hatte Angst. Die Rückkehr meines Vaters war der Grund.

*

Sie starrte immer noch in das Paket. Besah dieses Stück aus der Vergangenheit darin. Es war eines der wenigen Dinge, die sie niemals aufgehoben hätte. Unter keinen Umständen.

Der Wind wehte, der Regen lief gurgelnd über den Boden, die Würmer krochen umher. Es war, als wäre ihre Welt auf Pause gestellt worden.

Sie rührte sich nicht. Ein paar Würmer krochen aus dem Paket heraus. Krochen um das dünne Papier herum. Sie starrte es an.

Das Foto vor ihr breitete sich in ihrer Erinnerung aus. Zuerst erschienen die Bänke, dann die Gäste in feinen Anzügen, Tante Gertrude im knallgelben Kleid, das sie aussehen ließ, wie eine Ente in einer Zwangsjacke.

Die Zugluft des Lofts wurde zur Zugluft in der Kirche damals.

Und schließlich riss es sie aus ihren Winterstiefeln, wirbelte sie weiter nördlich, immer weiter, bis sie in ihren Brautschuhen steckte.

„Wollen Sie, Marianne Sofia Wintersbath, den hier anwesenden Lars Roller zum Mann nehmen?"

Die Decken ragten golden über ihr in die Höhe. Das Licht der bunten Fenster tanzte über ihr Gesicht.

„Ja", antwortete die zwölf Jahre jüngere Version von Marianne, „ja, ich will." Sie beugte sich zu ihrem Mann und lachte ihn an.

„Und du, Lars Roller, willst du ..."

„Ja, ja, ich will", unterbrach er den Pfarrer. Die Augenbraue des Pfarrers schoss kurz in die Höhe.

Die Gäste jubelten. Wahrscheinlich heulte ihre Mutter schon Rotz und Wasser.

In der ersten Reihe saß ein fünfjähriger Junge und spielte mit Autos. Es klickte und ein Blitzen erhellte den Raum.

Das Foto zeigte auch zwölf Jahre später noch ihr Lachen. Es explodierte in ihrem Mund und leuchtete so hell wie eine Rakete am Neujahr.

Mit ihren Wollhandschuhen wischte sie sich über die Augen. Die Erinnerung an Lars, an sein Aussehen, seine Art zu sprechen und daran, dass er jeden Morgen aus Versehen seine Krawatte in den Kaffee getunkt hatte, war verblasst. Stattdessen hatten sich seine Vergangenheit in ihr Gedächtnis gedrängt. Ihr Blick fiel wieder auf das Paket.

Neben seinem Schopf auf dem Foto lag ein Schlüssel. Er sah aus wie aus einem Märchenfilm herausgerissen. Sie griff danach. Schwer, lang und kunstvoll verziert lag er in ihrer Hand.

Er war kalt wie die Nacht. Sie legte ihn beiseite.

Ein Schlüssel? Wieso?

Sie stand auf und ging zum hinteren Teil ihres Lochs. Der Dreck in der Küche, die den Namen nicht verdiente, warf sich ihr entgegen.

Die Töpfe stammten noch aus dem Mittelalter, so wie sie rochen.

„Tee kochen kann ich also vergessen", murmelte sie. Bis jetzt gab sie der Wohnung nicht mal einen Stern. Aber sie war erst ein paar Tage hier.

Sie trank gern abends Tee. Es beruhigte. Und die Dunkelheit begann schon, sich um sie zu schlingen. Ganz langsam.

Tageslicht gab es bald keines mehr. Immerhin hatte der Regen aufgehört. Hastig suchte sie nach Kerzen.

Das Licht vertrieb die Dunkelheit so schnell, wie sie herangekrochen war. Sie sah sich um. Sah wieder auf das Foto. Sie nahm es in die Hand. Konnte gar nicht anders.

An der Hinterseite war ein vergilbter Zettel befestigt.

Ihr Mund wurde trocken. Es war ein Gedicht.

Baumskelette nackt
Verspielt ziehn sie gern blank wie
Blättertanzhuren

„Was soll das denn bedeuten?", fragte sie in den Raum. Aber er antwortete nur mit einem leisen Rascheln.

Sie fuhr über das Foto. Der Zettel war mit einer Stecknadel befestigt. Es fiel ihr erst jetzt auf.

Wie sie da standen. Lars und sie. Sie hatte keine Jacke angehabt. „Ich brauche keinen Schutz mehr. Ich habe jetzt ihn", hatte sie sich damals eingeredet, „ich muss mich nicht mehr verstecken." Das Glück schien nur so aus ihnen zu triefen.

Die Stecknadel durchbohrte an einer Stelle das Papier.

Da, wo ihr Herz war.

Du musst aufstehen! Du musst aufstehen! Du musst aufstehen!, kreischte die blecherne Stimme und riss sie aus dem Schlaf.

Sie tastete nach ihrem Wecker.

Die Zeiger zeigten auf kurz nach zwei morgens.

„Blödes Teil", knurrte sie.

Sie fuhr hoch. Gleich darauf schoss ihre Hand zu ihrem Hinterkopf.

„Blöde Rohre!"

Seit sie hier war, hatte sie begonnen, mit sich selbst zu reden. Es musste die Einsamkeit sein. Sie musste aufpassen, dass sie nicht wie ihre Mutter begann, den Möbeln Namen zu geben und den Pflanzen die Weltgeschichte zu erzählen.

An Schlaf war nicht mehr zu denken. Sie dachte nur an das Paket.

Ihr Loch war dunkel wie eine Stadt ohne Strom.

Vorsichtig tastete sie nach dem Laptop.

Mit der Nacht kletterte der Geruch von Ruß und Abgasen durch die kaputten Fensterscheiben zu ihr herein.

Sie geriet ins Straucheln, als ihr Fuß sich in dem Wollrock verstrickte, der ihr als Decke gedient hatte.

Der Laptop blinzelte ein paar Mal müde. Dann konnte sie ihre Datei öffnen. Sie dachte wieder an *ihn.* War er schon bei ihnen angekommen? Dann begann sie zu Tippen. Es half.

Als ich den Mann sah, sah ich mich selber in erwachsen, groß und durchtrainiert. Ich kratzte ein Lächeln zusammen, wusste aber selbst nicht, was ich denken sollte. Ich blinzelte und meine Angst stieg von null auf hundert.

*

Als ich den Mann sah, sah ich mich selber in erwachsen, groß und durchtrainiert. Ich kratzte ein Lächeln zusammen, wusste aber selbst nicht, was ich denken sollte. Ich blinzelte und meine Angst stieg von null auf hundert.

„Hallo, ich bin Maik und das ist Brian", sagte ich und zeigte auf meinen Bruder. Das war vermutlich der höflichste Satz, den ich in meinem ganzen Leben gesagt hatte.

Brian hob die Hand zum Gruß und legte sie unsicher auf den Reifen seines Rollstuhls. Ich schluckte.

Mein Bruder sah mit seinen elf Jahren aus wie ein Apfelgesicht mit Armen und Beinen. Ich hatte Angst, dass seine Wangen bei der kleinsten Berührung mit etwas Spitzem platzten.

„Hallo, Jungs“, sagte der Mann und lächelte.

Das Lächeln klebte ihm poliert im Mund.

Spannung lag in der Luft. So greifbar, als würde sie Zentimeter vor mir schweben.

„Hallo Philip“, redete der Mann in der Tür weiter. Mein Vater.

Mein Onkel reagierte nicht. Er stand einfach da. Und schaute meinen Vater an.

Mein Vater – Himmel, wie das klang! – wirkte wie eine angeknipste Lampe. Bei jedem seiner Worte schien das Strahlen um ihn herum zu wachsen. Fast konnte ich es knistern hören. Seine Augen waren Scheinwerfer. Sie leuchteten alles aus. Als wollte er sichergehen, dass sich der Weg auch gelohnt hatte.

Ich musste mich von meiner besten Seite zeigen. Sonst würde der wieder die Koffer packen und sich verziehen.

„Hallo, kleiner Bruder“, sagte mein Onkel schließlich, seine Stimme war kalt wie nackte Füße im Schnee.

Mein Vater nickte. Sein Gesicht hatte etwas Vertrautes. Vermutlich, weil es mein Eigenes in aufgeblasen war. Unter den Augen hatte er kleine Ringe.

„Tja dann, kann ich meine Koffer reinbringen?“, fragte er und strahlte. Diese gute Laune nervte. Sollte er nicht kleinlaut und schuldbewusst sein?

Er hat schließlich seine Kinder verlassen, dachte ich. Aber tief in meinem Inneren wusste ich warum. Natürlich wusste ich es.

„Er wohnt hier?“, schoss plötzlich eine Stimme wie ein Giftpfeil auf meinen Vater zu und drosselte sein Lachen. Es war meine eigene.

Mist, Versprechen gebrochen.

„Ja, Maik“, sagte mein Onkel, schnipste und nickte gleichzeitig. Es sah aus wie ein seltsamer Tanz. „Er wohnt hier.“

Dann zwang auch er sich zu einem Lächeln. „Komm rein, kleiner Bruder.“

Doch in mir kippte ein Schalter um. Ich hasste diesen Schalter. Aber er war da. Steckte irgendwo in meinem Herzen. Meine andere Seite schlug meine guten Vorsätzen in den Magen. Verpasste ihnen einen Tritt. Sie taumelten und plumpsten dann in ein tiefes Loch.

„Scheiße, ist das euer Ernst? Der Arsch hat uns allein gelassen, als Brian noch nicht mal ein Jahr war! Das könnt ihr nicht machen!“ Ich schob mein Schuldgefühl in diese kleine Kammer. All die Jahre war es dort eingesperrt gewesen.

„Maik, bitte, ich hatte meine Gründe“, sagte mein Vater sanft. Aber sein Strahlen war erloschen. Meine Worte hatten es erstickt. Gut so Der Anblick war unerträglich gewesen.

„Beruhige dich!“

„Lass ihn in Frieden“, sagte mein Onkel. Kontrolliert wie immer.

Brian sah aus, als würde er anfangen zu heulen. Ich musste ihn beschützen. Wen hatte er denn auch außer mir, und wen hatte ich außer ihm?

„Ihr könnt mich alle mal“, schrie ich. Sie sollten mich in Ruhe lassen.

„Maik Roller, es reicht.“ Mein Onkel klang gebieterisch wie immer.

„Und du, Lars, komm endlich rein.“

Lars.

*

Lars.

Die Lüftungsrohre knisterten verheißungsvoll. Es war ein Tag, wie geschaffen dafür, Vernünftiges zu tun.

Mit wachen Augen suchte Karina ihre Winterstiefel, schlüpfte hinein und stolperte zur Tür.

Ihre *Wohnung* lag im obersten Stockwerk der Fabrik. Durch den Gang erlebte sie die Verwandlung rückwärts. Mit jedem Schritt wurde die Luft besser, wurden die Wände gepflegter und der Boden sauberer.

Den Fahrstuhl zu benutzen, wäre lebensgefährlich. Aber Sport war nie verkehrt.

Als sie aus der Tür hinaustrat, schwebte der Geruch von Tau in der Luft. Das Grau des Himmels hatte den gleichen Ton wie ihre Handschuhe. Die Gegend um die Fabrik war felsig. Es war eine von diesen Landschaften, in der Ferienhäuser standen, die nie jemand mietete, und Raben über die Felder huschten. In der es nach Kuhmist stank.

Ländlicher Felsenmist und mitten darin eine Fabrik, dachte sie, ganz toll.

Wo war denn der Baum? Es gab bestimmt ein Dutzend kahle Bäume hier.

Sehen aus wie Baumskelette! Ein Schauer jagte ihr über den Rücken. Sie wollte am liebsten schreien. Der Knoten in ihrer Brust war unerträglich.

Denk. Nicht. Mehr. Daran!, schärfte sie sich ein und dachte daran.

Die kleinen Steine unter ihren Füßen bohrten sich in die Stiefel.

Philip stand neben einem so dürren Baum, dass er noch dicker aussah als sonst.

„Hallo Marianne“, rief er. Seine Stimme schallte über die Felsen.

„Ist er schon da?“, fragte sie. Der Wind säuselte.

„Ja, vorhin ist er angekommen.“

„Sieht er aus wie damals?“ Sie schaute ihn erwartungsvoll an.

„Ist das wichtig?“

„Nein.“ Sie schüttelte traurig den Kopf. Eine Haarsträhne wehte ihr in die müden Augen, aber sie bemerkte es nicht.

„Vielleicht will er sie wirklich nur kennen lernen.“

„Nein!“, sagte sie. Aber dieses Mal war es energiegeladen.

„Vielleicht hat er ...“

„Nix hat er! Er ist zwar dein Bruder, aber ich kenne ihn auch. Er war mal mein Mann! Ich schließe damit ab. Du schließt damit ab. Das Wichtigste ist, dass wir Maik und Brian beschützen! Ich will nicht, dass er es mit Maik auch macht!“

Ihre Worte flogen durch die Luft und prallten gegen die Felsen.

Dann breitete sich Stille aus.

*

Sie saßen in der Küche und redeten. Leise, aber gut verständlich.

Ich starrte auf die grauen Fliesen. Gekachelt. Auf den Regalen standen leere Marmeladengläser. Als Kinder hatten Brian und ich sie beschriftet. Wir wollten aus allem Marmelade machen. In Krakelschrift stand *Weißkohlmarmelade* auf einem Glas. An der Wand gab es Markierungen, wie groß wir waren.

„Und was sollte das mit den Würmern", fragte meine Mutter verletzt. Sie trug einen dicken Schal. Geblümt.

„Was für Würmer?"

„Lars, es reicht. Du hast mir die letzten Jahre zur Hölle auf Erden gemacht. Ich habe meine Söhne allein gelassen, um sie vor dir beschützen! Ich ..."

„Was? Ich bin gegangen, weil du mich rausgeworfen hast! Danach habe ich mich nie wieder gemeldet. Erst jetzt, weil ich meine Söhne kennen will. Was bildest du dir ..."

„Lass mich ausreden", unterbrach sie ihn.

„Du hast dich kein Stück verändert", flüsterte mein Vater.

„Lenk nicht ab", murmelte sie. Die Trauer tropfte auf den Boden und bildete Pfützen. Floss an mir vorbei. „Natürlich hast du dich gemeldet. Du und diese seltsame Gruppe..."

„Diese *seltsame* Gruppe?", lachte mein Vater auf. Es klang ironisch.

„Das war ein Golfverein. Was glaubst du? Dass ich dich jahrelang verfolgt habe und meine Golffreunde dir Würmer zugeschoben haben. Warum?"

„Lüg mich nicht an. Du bist nach der Sache einfach abgehauen. Du hast es absichtlich gemacht. Aus Wut. Aus Groll. Weil du sauer auf mich warst. Du ... wolltest dich an mir rächen, aber es hat Brian getroffen."

„Wie bitte?"

Die Gänsehaut breitete sich schnell auf meinen Armen aus.

Und als würde ich nicht schon längst wissen, was sie dachte, sagte sie es noch einmal: „Wegen dir sitzt Brian im Rollstuhl!"

Die Worte sickerten langsam in mein Bewusstsein.

„Du hattest diesen Unfall. Im Nebel. Nur dass es kein Unfall war."

Die Stimme meiner Mutter redete. Ruhig und schwer.

„Wie kommst du darauf, dass ..."

„Du dachtest, dass es *mich* trifft. Und, wenn es dich glücklich macht: Es *hat* mich getroffen!"

Den letzten Teil schrie sie. Die Wut klatschte gegen die Wände.

„Dann bist du abgehauen. Aber ich wusste, dass du wiederkommen würdest. An mir Rache nehmen."

Sie schluchzte. Mein Herz zerriss in zwei große Teile.

Ich würde nicht weinen, dachte ich, als die erste Träne aus meinem Auge tropfte. Mein Vater war still.

„Deswegen bin ich gegangen. Damit du Maik und Brian nicht schadest. Aber jetzt reicht es. Hau ab! VERSCHWINDE!"

Das Licht schimmerte unruhig. Die Lampe knisterte. Ich beugte mich vor und sah sie an.

Meine Mutter war eine gealterte Frau, die gekrümmt vor Sorgen auf ihrem Stuhl kauerte. Die Glühbirne flackerte.

Mein Vater streckte seine Hand aus.

„Du suchst einen Schuldigen, aber ich war es nicht. Ich konnte es nie gewesen sein."

„Aber jemand ist mit Brian durch den Nebel gefahren. Er ist mit dem Auto gegen einen Baum gefahren."

Es war ein Unfall gewesen. Im Nebel. Die Würmer waren leicht zu organisieren gewesen. Ein Freund hatte sie vorbeigebracht. Immer in gewissen Abständen. Das Foto war schon schwieriger gewesen. Ich musste es tun. Sollte doch mein Vater schuld sein. Was hatte er schon jemals für mich getan? Ich dachte an das eine Mal, als es dunkel gewesen war. Nicht nur draußen, auch im Haus. Alles Licht war ausgeschaltet. Damals hatte es keinen Ton im Haus gegeben. Nur einen, den Schlag. Ich hatte nicht geschrien, als mich die Faust traf. Ich hatte nicht geweint. Was hatte er schon jemals für mich getan?

Ich wechselte mein Standbein. Meine Socke hatte ein Loch. Ich fühlte den kalten Boden. Er hatte mir gezeigt, dass Menschen ein zweites Gesicht haben. Jeder von ihnen. Auch ich. Wer war ich? Maik. Maik, der Junge, der die Familie am Leben hielt und Maik, der Lügner. Der ausrastet. Schreit. Mit dem Fuß aufstampft. Der einen alten Fahrradschlüssel klaut. Nur um ihn in einen Brief zu schmuggeln.

Meine Mutter hatte es auch. Das zweite Gesicht. Sie war die kleine Frau, die sich versteckte. Hinter Kartons. Ramsch. Allem, was nichts bedeutete. Als sie noch hier gewohnt hatte, hatten ihre Finger nachts die Kartons befühlt. Auch im Schlaf. Als hätte sie Angst, ihren Schutz zu verlieren. Das, wohinter sie sich verstecken könnte. Aber manchmal, wenn man zu sehr gegen ihre Kartons schlug, sie umwarf, ihren Schutz vernichtete, kroch sie hervor. Und stellte sich vor uns. War unser Schutz. Sie würde immer da sein. Immer. Aber *Immer* war so ein großes Wort.

Selbst mein Onkel hatte es. Er hatte einmal die Kontrolle verloren. Milly war einen Monat nach Brians Geburt verschwunden. Das Einzige, was er gefunden hatte war ein Ehering und einen Bildband über die weiten Australiens. Danach hatte er nie wieder die Kontrolle verloren. Auch er trug diesen Mantel.

Eigentlich tragen wir ihn doch alle, dachte ich. Schutz. So ein Blödsinn. Der Maik, der wusste was richtig und falsch war, kämpfte sich an die Oberfläche.

Alles, was wir tun, tun wir, um uns selbst zu schützen, dachte mein zweites Ich weiter. Es begann den Mantel aufzuknöpfen. Das Bild meines Onkels erschien vor meinem Auge. Ich hatte das Schniefen gehört. Von meinem alten Onkel. An dem Abend hatte er bei uns übernachtet. Als meine Mutter, Brian, mein Vater und ich noch zusammen gewohnt hatten. Er hatte auf dem Sofa gekauert. Das Sofa, das viel zu groß für ihn war. Er versank zwischen einem lila und gelben Kissen, auf dem Reste von Brians leicht kaubarem Babybrei klebten. Das Zeug sah aus wie schon einmal verdaut. Er hatte einen Film gesehen. Das leise Schluchzen war kaum zu hören. Dabei strickte er eine große unförmige Socke. Neben einer Packung Pizza steckten Notizzettel. An die Hundert. Mindestens. Handtücher lagen umhergeworfen. Das reinste Chaos. Als hätte ein Müllwagen das Haus gerammt. Am nächsten Tag hatte ich einen der Zettel gefunden.

Nie wieder den Überblick verlieren. Kontrolle!, stand dadrauf. Er war noch feucht. Tränen trockneten langsam.

Ich schluckte, als das Bild verschwand. Ich ließ den guten Maik bei meinem Onkel auf dem Sofa. Dort konnten sie von mir aus zusammen schluchzen und jammern. In Selbstmitleid ertrinken. Mir war das egal.

Brian hätte mich gehasst. Und Brian war das Einzige, was ich hatte. Er war so jung. Träumte tagsüber von einer Welt der Wahrheit. Als ob es so etwas gäbe. Streckte seine Hände in die Luft. Stellte sich vor zu tanzen. Obwohl er es nicht konnte. Niemals.

„Es tut mir leid“, flüsterte der Rest von dem wahren Maik. Die Glühbirne ging in dem Moment aus, als ich mich umdrehte. Mein Bruder saß vor mir. Die Reifen seines Rollstuhls quietschten.

„Das ist also die Realität“, sagte er.